

Mainzer Studien
zur Buchwissenschaft

Herausgegeben von
Stephan Füßel

Band 22

2013

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

„Ungeöffnete Königsgräber“

Chancen und Nutzen von Verlagsarchiven

Herausgegeben von
Stephan Füßel

2013

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Wissenschaftsgeschichte am Beispiel von Quellen aus dem Archiv des Springer-Verlags

Michael Knoche

Julius Springer eröffnet am Tag seines 25. Geburtstags, dem 10. Mai 1842, in der Breiten Straße 11, nahe dem königlichen Schloss von Berlin, eine Buchhandlung. Der Sohn eines jüdischen Kaufmanns hat das Glück des Tüchtigen. Sein Ladengeschäft wird bald zu einem Treffpunkt des liberal gesinnten Berliner Bürgertums. Auch die ersten Schriften über aktuelle Fragen der Zeit, die Springer als Verleger publiziert, kommen beim Publikum an. Nur der Zensurbehörde gefällt manches nicht, was der demokratischen Gesinnung des Verlegers entspringt. Sie sorgt dafür, dass schon bald zwei von ihm verlegte Zeitschriften wieder eingestellt werden müssen. 1847 wird Springer wegen »Pressvergehens« sogar zu einer dreimonatigen Festungshaft verurteilt.

Mit neuen Ideen und Autoren baut Julius Springer sein Verlagsprogramm aus. Philosophische und praktische Bücher, »Chemisch-technische Mitteilungen«, eine Zeitschrift für Forstwirtschaft, aber auch Bücher von Jeremias Gotthelf und der unsterbliche Bestseller von Harriet Beecher-Stowe »Onkel Toms Hütte« werden herausgebracht. Auch die ersten Bücher aus jenen Bereichen, die noch heute im Zentrum des Verlagsprogramms stehen, beginnen zu erscheinen: Technik, Naturwissenschaften und Medizin. Julius Springer wird ferner zum Vorsteher des Börsenvereins der deutschen Buchhändler und zum Mitglied der Berliner Stadtverordnetenversammlung gewählt. Als er am 17. April 1877 in seinem 60. Lebensjahr stirbt, heißt es in der »National-Zeitung«: »Berlin hat einen seiner besten Bürger verloren«.

Sein Lebenswerk wird von seinen Söhnen Ferdinand d. Ä. und Fritz, später wiederum von deren Nachkommen fortgesetzt. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg bringt Springer bereits fast 300 neue Bücher pro Jahr heraus. Zu den Medizin-Zeitschriften gehören z. B. die »Therapeutischen Monatshefte«, die »Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes« oder das »Zentralblatt für die gesamte innere Medizin«. Nach 1918 erfährt der Springer-Verlag – durch die Initiative von Ferdinand Springer d. J., der zwischen 1906 und 1965 die Geschichte des Verlags maßgeblich bestimmt – eine bedeutende Ausweitung durch den Erwerb weiterer Buchhandelsfirmen. 1924 wird ein Schwesterunternehmen in Wien gegründet. In dieser Zeit entwickelt sich Springer zum größten deutschen Verlag.

In der Zeit des Nationalsozialismus müssen viele Autoren emigrieren. Ausländischen Wissenschaftlern wird die Mitarbeit an deutschen wissenschaftlichen Publikationen schwer gemacht. Die beiden Inhaber geraten aufgrund der Nürnberger Rassengesetze selbst in Bedrängnis: Julius Springer wird 1935, sein Vetter Ferdinand Springer 1942 zum Ausscheiden aus dem Verlag gezwungen. Der 94jährige Sohn des Verlagsgründers, Fritz Springer, wählt 1944 den Freitod, als er nach Theresienstadt abgeholt werden sollte. Dass der Verlag überhaupt die NS-Herrschaft überstand, ist nur mit seiner großen Be-

deutung für die Devisenwirtschaft zu erklären.¹ Außerdem gab es eine unbestechliche Person im Verlag, die in dieser Phase als heimlicher Treuhänder der Inhaber fungierte und seine Anteile wieder zurückgab, als der Krieg vorbei war: der Prokurist Tönjes Lange. Der Wiederbeginn nach dem Krieg ist schwierig. Das Verlagsgebäude in Berlin ist weitgehend zerstört. Ferdinand Springer entschließt sich, einen weiteren Firmensitz im geographisch günstig gelegenen und unzerstörten Heidelberg zu gründen. Dort wird die Universität unter Mithilfe von zwei angesehenen Autoren und Freunden des Verlags, Karl Heinrich Bauer und Karl Jaspers, zu neuem Leben gebracht. Das erste Buch, das der Springer-Verlag nach dem Krieg im Jahr 1946 veröffentlicht, ist Karl Jaspers programmatisches Werk »Die Idee der Universität«.

Nach dem Zweiten Weltkrieg werden die Kontakte zu ausländischen Wissenschaftlern verstärkt, zunehmend wird in englischer Sprache publiziert. 1964 wird die Niederlassung in New York gegründet. Tochterfirmen in Tokio, London, Paris und Hongkong kommen hinzu. Im Jahr 1999 erwirbt die Bertelsmann AG den wissenschaftlichen Springer-Verlag, der mit dem Medienkonzern Axel Springer AG in keiner Verbindung steht. Mit in die neue Verbindung »BertelsmannSpringer« kommt z. B. auch der traditionsreiche Verlag Friedrich Vieweg & Sohn.

Im Januar 2003 erwerben britische Finanzinvestoren zunächst Kluwer Academic Publishers und im April desselben Jahres die Verlagsgruppe BertelsmannSpringer. Bald erfolgt deren Umbenennung in Springer Science + Business Media. Nach der Fusion mit Kluwer ist Springer der weltweit zweitgrößte Anbieter für Publikationen im Bereich Science / Technology / Medicine. 2010 erfolgt der Verkauf an EQT, einen schwedischen Finanzinvestor, und an GIC, einen Investor aus Singapur.

Die Verlagsgruppe Springer Science + Business Media beschäftigt ca. 5.000 Personen in 55 Verlagen in etwa 20 Ländern Europas, Asiens und Amerikas, davon etwa 1.800 Mitarbeiter in Deutschland. Der konsolidierte Umsatz liegt 2009 bei 859 Mio. Euro. An fünf Fallbeispielen möchte ich deutlich machen, inwiefern Quellen aus dem Archiv des Springer-Verlags Entwicklungen der Wissenschaftsgeschichte erhellen können.

Julius Springer entschloss sich 1858, die Buchhandlung zu verkaufen und mit seinen drei Angestellten nur noch den Verlagszweig weiterzuführen. Von da an prägten mehr und mehr fachliche und wissenschaftliche Publikationen sein Tätigkeitsfeld. Als Glücksfall erwies sich seine Verbindung zu dem Apotheker Hermann Hager, der für seine Zeitschrift »Pharmaceutische Centralhalle« einen Kommissionsverleger suchte. »Diese Wochenschrift«, heißt es im Prospectus, »stellt sich die Aufgabe, der pharmaceutischen Genossenschaft Deutschlands ununterbrochen die Fortschritte in den verschiedenen Wissenszweigen, welche die Pharmacie betreffen oder für diese von Interesse sind, vorzuführen«. Zielgruppe waren die Apotheker, die auf ein solches auf ihre praktischen Interessen zugeschnittenes aktuelles Informationsorgan offensichtlich nur gewartet hatten. Springers Geschäftssinn führte nicht nur dazu, dass sich die Zeitschrift gut etablieren konnte, sondern dass er nun mit Hager zusammen das ganze Fachgebiet ins Visier nahm. Als weitere Publikationen brachten die beiden einen »Pharmaceutischen Kalen-

1 Vgl. auch Knoche, Michael: Wissenschaftliche Zeitschriften im nationalsozialistischen Deutschland. In: Von Götschen bis Rowohlt. Beiträge zur Geschichte des deutschen Verlagswesens. Hrsg. von Monika Estermann und Michael Knoche. Wiesbaden: Harrassowitz 1990, S. 260 – 281.

der für Norddeutschland« heraus, ein »Pharmaceutisches Jahrbuch«, ein Lehrbuch mit dem Titel »Technik der Pharmaceutischen Rezeptur«, ein Laborbuch »Das Mikroskop und seine Anwendung« – ein Werk, das 70 Jahre lang in immer wieder neuen Auflagen lieferbar blieb – und schließlich als Opus Magnum das »Handbuch der pharmaceutischen Praxis« mit 2.600 Seiten, ausgegeben in 22 Lieferungen.

Hager hatte ohne vorheriges Studium seine pharmazeutische Staatsprüfung abgelegt und war ein genialer Fachautor. Diesmal wollte er dem Buch gerne ein Stahlstichportrait seiner Person beigefügt wissen und offenbarte dabei, dass ihm auch noch andere Dinge wichtig waren als die Wissenschaft. »Besonders erfreut mich die Arbeit des Stechers,« schrieb er am 20.3.1877 an Springer, »nur ein Fehler, der in der kleineren Fotografie nicht auffällt, ist die schiefgeformte Stirn, welche ich in Natur nicht habe. Vielleicht lässt sich das noch abändern, und habe ich auf dem beiliegenden Bilde mit Bleistift die Linie angegeben, von welcher das Haar durch einen höchst minutiösen schattigen Anflug markiert werden müsste.« Wieviel der einzige Autor auf diesem Gebiet seinem Verleger bedeutete, lässt sich exakt beziffern: 15.000 Goldmark. Auf diese Summe hatte Springer nämlich eine Lebensversicherung auf Hager abschließen lassen, die im Fall des Ablebens vor Vollendung des »Handbuchs der pharmaceutischen Praxis« zu seinen Gunsten fällig geworden wäre. Am Ende ist alles gut gegangen, und Springer hat mit der ersten Auflage des Handbuchs etwa 40.000 Goldmark Gewinn erzielt.²

Im Umgang mit Hager wird erstmals Springers Intention erkennbar, aus einem Feld-, Wald- und Wiesenverlag ein planvoll agierendes Unternehmen zu machen. Er gehörte zu den ersten Verlegern seiner Zeit, die ihre Firma aus einem Universalverlag in Richtung Fachverlag profilierten. Das hieß: Konsequente Ausrichtung auf eine bestimmte Zielgruppe, in diesem Fall der Apotheke, und Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach differenzierter Information mit allen möglichen Publikationsformen. Dieses Fallbeispiel aus einer wissenschaftsgeschichtlichen Umbruchphase kann belegen, wie es zwei erfindungsreichen Akteuren gelungen ist, den Informationstransfer von der akademischen Disziplin hin zum Praktiker zu organisieren.

Im Laufe der Jahrzehnte wurde die Methode des planvollen Agierens mit immer deutlicherem Erfolg ausgebaut. Der Springer-Verlag wollte nicht nur auf den großen Feldern Technik, Medizin, Naturwissenschaften präsent sein, sondern den Wissenschaften auch in ihrem Prozess der Spezialisierung und Differenzierung in kleinste Teilgebiete folgen, ja, diesen Prozess z. B. durch Gründung neuer Zeitschriften noch befördern.

Für die Publikationsstrategie des Hauses fast des ganzen 20. Jahrhunderts, z. T. bis heute, war ein bestimmtes Stufenmodell charakteristisch: An erster Stelle standen, ganz eng mit der Wissenserzeugung verbunden, die sogenannten Archiv- oder Originalienzeitschriften.

2 Die Beziehung Springers zu Hager ist dokumentiert bei Sarkowski, Heinz: Sehr geehrter Herr! Autorenbriefe aus dem Springer-Archiv. Katalog einer Ausstellung, gezeigt aus Anlass der Einweihung des Neubaus in Heidelberg am 7.5.1982. Berlin/Heidelberg: Springer 1982, S. 26–31. – Hingewiesen sei auch auf die umfassende Verlagsgeschichte: Der Springer-Verlag. Stationen seiner Geschichte. 2 Bände. Berlin u. a.: Springer 1992. – Teil I: Heinz Sarkowski: 1842–1945. Teil II: Heinz Götz: 1945–1992.

Sie enthielten die Ergebnisse der Primärforschung, sozusagen die rohen Edelsteine der Erkenntnis. Darüber gab es ein System von Berichten über neue Forschungsergebnisse. Das waren die Referatezeitschriften, die meistens »Zentralblatt für das Gebiet XYZ« hießen. Sie erlaubten einen Überblick über die Ergebnisse der weltweiten Forschergemeinde. An dritter Stelle folgten die sogenannten »Ergebnis«-Bände (heute »Reviews«), in denen sich ein Autor über den Stand der Forschung auf einem bestimmten Gebiet äußert. Auf einer vierten Ebene waren die »Handbücher« anzusetzen, die ein größeres Wissensgebiet umfassend und alle Literatur kritisch auswertend behandeln. An fünfter Stelle standen die Monographien, in denen ein bestimmtes Thema mit neuen Forschungsergebnissen vorgestellt wird. Schließlich gehörten, sechstens, Wochen- und Monatsschriften zum Konzept, die wie die »Pharmaceutische Centralhalle« für den Anwendungsbezug standen.

So baute Ferdinand Springer d. J., der in seinem Lebensbericht von 1952 darüber berichtet, etwa in den Teilgebieten der Medizin die Publikationsformen systematisch aufeinander auf.³ Hier ist die wissenschaftliche Kommunikation von der Erzeugung des Wissens bis zur Anwendung im praktischen Berufsleben hinein viel weiter fortgeschritten als in der noch von vielen Zufällen geprägten Zusammenarbeit von Hager und Springer. Hager war von sich aus mit dem Wunsch eines bloßen Kommissionsvertriebs an Springer herantreten, im 20. Jahrhundert aber lag die Initiative eindeutig auf der Verlegerseite. Solange im Springer-Verlag noch Deutsch gesprochen wurde, hießen daher die Lektoren als Vertreter des Verlegers »Planer«. Es wurden im Idealfall erst Themen, dann Autoren für die unterschiedlichen Publikationsformen gesucht. An diesem Fallbeispiel wird sichtbar, wie stark die Formatierung wissenschaftlicher Erkenntnisse von einem Verlag abhängig sein kann.

Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten 1933 veränderte die Situation des Verlags über Nacht. Viele Springer-Autoren mussten emigrieren oder wurden mit Schreibverbot belegt. Das folgende Fallbeispiel zeigt die Methode, wie der nationalsozialistische Staat zunächst über die willfährigen Berufsorganisationen jüdische Wissenschaftler aus den Herausgebergremien wissenschaftlicher Zeitschriften drängte. Schon in den ersten Monaten nach der Wahl Hitlers als Reichskanzler trat der Mitbegründer des NS-Ärztebundes, der Tuberkulosearzt Kurt Klare, an den Springer-Verlag heran und verlangte, sich von jüdischen Wissenschaftlern zu trennen. In der Protokollnotiz eines Springer-Mitarbeiters (Victor Salle) vom 19. Juli 1933 heißt es:

»Herr Klare eröffnet die Aussprache mit dem Hinweis darauf, dass andere Verleger in weit entgegenkommenderer Weise als (...) der Verlag Springer auf seine Anregungen eingegangen sind. (...) An Hand der Zeitschriftenumschläge werden in viel eingehenderer Weise als bei den vorigen Unterredungen die einzelnen Zeitschriftentitel durchgenommen. Hierbei ergibt sich: Der Name Gottstein ist nicht tragbar, auch wegen seiner politischen Vergangenheit. (...) Eine lange Diskussion entspinnt sich über Finkelstein und Jadassohn. Die Einigung erfolgt dahin, dass diese beide Namen bis zum Ende des Jahres auf dem Titelblatt verbleiben können. Für die »Zeitschrift für Nervenheilkunde« wird von mir die Streichung des Namens Goldstein, der bereits vom Titelblatt des »Nerven-

3 Sarkowski, Der Springer Verlag I, S. 165 f.

arztes« entfernt ist, zugesagt. Beim ›Archiv für Gynäkologie‹ werden die Namen Strassmann und Nürnberger beanstandet. Beim ›Zentralblatt für Kinderheilkunde‹ wird von Herrn Klare angeregt, den Namen Langstein durch einen anderen zu ersetzen. Für die ›Monatsschrift für Kinderheilkunde‹ erbittet Herr Klare einen Beleg dafür, dass Herr Uffenheimer gestrichen ist. Eine längere Diskussion entwickelt sich über das ›Archiv für Dermatologie‹, aus dessen Titelblatt Herr Klare die Namen Meirovsky, Nathan, Wechselmann und Herxheimer herausstreicht. Herr Klare bittet aber auch sonst, den Titel dieses Archivs recht bald zu ›reinen‹.⁴

Auch auf anderen Wissenschaftsgebieten war es zunächst nicht der Staat, sondern es waren die Berufsverbände, die die Entfernung jüdischer Mitarbeiter bei wissenschaftlichen Zeitschriften verlangten. Dem Ausschuss Deutscher Astronomen z. B. lag im Jahr 1936 auf seiner Tagung in Jena der Antrag vor, dass die Direktoren der deutschen Sternwarten ihren Institutsmitgliedern solange verbieten sollten, in der ›Zeitschrift für Astrophysik‹ zu veröffentlichen, »als diese Zeitschrift von einem Juden herausgegeben wird«. Gemeint war der Münchener Professor Robert Emden, 74 Jahre alt, der die Zeitschrift 1930 begründet hatte. Um einem entsprechenden Beschluss zuvorzukommen, konnte der Julius Springer Verlag mit Unterstützung von Arnold Sommerfeld, der ebenfalls zum Herausgeberkreis gehörte, den Betroffenen zu einem einigermaßen ehrenvollen Ausscheiden bewegen. Emden, der bereits in der Schweiz lebte, wurde der Schritt dadurch erleichtert, dass er fortan auf dem Titelblatt der Zeitschrift als »Begründer« geführt wurde. Das Herausgeberhonorar erhielt er weiterhin in unverminderter Höhe. Außerdem sprachen Redaktion und Verlag dem scheidenden Gelehrten in einer ganzseitigen Mitteilung aufrichtigen Dank und gute Wünsche aus.⁵

Erst seit dem 15. April 1940 gab es eine rechtliche Regelung, die den Ausschluss von Juden verbindlich vorschrieb, die »Amtliche Bekanntmachung der Reichsschrifttumskammer Nr. 70«. Doch spätestens nach den Novemberpogromen 1938 wurden alle bis dahin noch gehaltenen unliebsamen Personennamen von den Titelblättern deutscher Zeitschriften getilgt, auch Emdens Name aus dem Kopf der ›Zeitschrift für Astrophysik«. Offener Rassismus und Fremdenhass gehörten zu den Rahmenbedingungen der deutschen Wissenschaftsgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus. Wie umstritten der internationale Diskurs in wissenschaftlichen Publikationen war, bevor er in den Kriegsjahren auf Angehörige von Staaten reduziert wurde, die von Deutschland politisch abhängig waren, mag ein Vorgang des Jahres 1935 belegen.

Da beklagte sich der Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität Bonn, Philipp Stör, in einer Eingabe an den Reichserziehungsminister darüber, dass die deutschen Zeitschriften durch ausländische Arbeiten »überfremdet« seien. Er fügte seinem Schreiben eine Auszählung von sechs Zeitschriften auf dem Gebiet der Anatomie aus den Jahren 1933 und 1934 bei, aus der sich ergibt, dass fast 2/3 der Arbeiten aus dem Ausland stammten und zum Teil sogar in fremden Sprachen publiziert waren. Der Dekan schlug vor, die Aufnahme ausländischer Arbeiten einzuschränken.

⁴ Archiv des Springer-Verlags, Sachablage 1.23.3.

⁵ Archiv des Springer-Verlags, Abt. C, Zeitschriften.

Der Minister teilte die Ansicht des Briefschreibers und bat den Vorsteher des Börsenvereins, darauf hinzuwirken, dass die Verleger einer Überfremdung ihrer Zeitschriften entgegenträten. Die angegriffenen Verleger und Herausgeber aber widersprachen der Ansicht, dass hier ein »Missstand« vorliege. Sie argumentierten, dass den deutschen Gelehrten gerade sehr viel daran liege, die Verbindung mit ihren ausländischen Fachgenossen aufrecht zu erhalten und die Ergebnisse deutscher wissenschaftlicher Arbeit im Ausland bekannt zu machen. Würden in deutschen Blättern ausländische Arbeiten nicht mehr gedruckt, so seien die betreffenden Autoren gezwungen, sich stärker an andere Länder mit besseren Publikationsmöglichkeiten anzulehnen. Es sei bereits abzusehen, dass holländische Verlage, die in Englisch produzierten, von einer solchen Beschränkung profitierten. Die seitenslang aufgelisteten Argumente, die für die Beibehaltung der bisherigen Praxis sprachen, haben dazu geführt, dass das Ministerium das Problem schließlich auf sich beruhen ließ und keine offizielle Verlautbarung dazu herausgab.⁶

1938 brachen bei allen deutschen Verlagen die noch bestehenden Autorenkontakte in unabhängige Länder ab. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurden auch die ver einzelt in Deutschland noch publizierenden politischen Emigranten untragbar – etwa Otto Neugebauer, der das »Zentralblatt für Mathematik« und andere Verlagsobjekte von Kopenhagen aus betreut hatte. Die Empörung über seine Entlassung war bei seinen Mitherausgebern so groß, dass zusammen mit ihm die Hälfte des zehnköpfigen Herausgeberremiums zurücktrat. Teilweise beteiligten sie sich an der Gründung eines Konkurrenzunternehmens zu dem deutschen Referatorgan, den »Mathematical Reviews«, die ab 1940 unter der Leitung von Neugebauer bei der American Mathematical Society erschienen.

Die Ausgangslage für wissenschaftliches Publizieren hat sich nach 1945 vollkommen verändert. Auch dieser wissenschaftsgeschichtliche Umbruch lässt sich an Dokumenten aus dem Archiv des Springer-Verlags festmachen.

Clement Walker Andrews, Bibliothekar der John-Crerar-Library in Chicago und von Haus aus Chemiker, hatte noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gesagt, dass seiner Meinung nach das erste, was jeder Student im Fach Chemie zu lernen habe, die deutsche Sprache wäre.⁷ Diese Aussage ist bezeichnend für das hohe Ansehen, das die deutsche Wissenschaft bis in die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts hinein genossen hat. Die Wertschätzung kam auch im hohen Exportanteil deutscher wissenschaftlicher Literatur, zumal der Periodika, zum Ausdruck. Die traditionsreichen wissenschaftlichen Zeitschriften hatten oft mehr Abonnenten im Ausland als in Deutschland selbst. So erreichte z. B. die »Biochemische Zeitschrift« in den frühen dreißiger Jahren eine Exportquote von 50 %, die »Zeitschrift für Physik« 60 % und die »Mathematischen Annalen« gar 70 %. Die Beschneidung der Wissenschaftsfreiheit führte jedoch zu einem Ansehensverlust der deutschen Wissenschaft und ihrer Publikationen. Für die deutschen Verlage hatten Eingriffe in ihre Redaktionspolitik oder das Herausdrängen jüdischer und ausländischer Mitarbeiter Abonnementrückgängen im Ausland zur Folge.

Diese Entwicklung hat dazu beigetragen, dem Deutschen als Publikationssprache der Wissenschaft den Todesstoß zu versetzen. In den meisten Fächern dominierte schon

⁶ Ebd.

in den dreißiger Jahren das Englische. Die emigrierten deutschen Wissenschaftler publizierten zwangsläufig auf Englisch.

Deshalb gab es für den Springer-Verlag mit seinem Wahlspruch »Im Dienste der Wissenschaft« nach dem Zweiten Weltkrieg keine Alternative zu einer immer stärkeren Einbeziehung ausländischer Forscher und zur schrittweisen Umstellung seiner Publikationen auf die englische Sprache. Daher war die Entscheidung des Verlags folgerichtig, Niederlassungen in aller Welt aufzubauen. Der erste und wichtigste Schritt dieser Art war 1964 die Gründung von Springer New York. Nur so konnte es gelingen, trotz des Bedeutungsverlusts der deutschen Wissenschaft und der deutschen Sprache ein großer Wissenschaftsverlag zu bleiben und ein sehr großer zu werden. Das größte deutsche Verlagsarchiv ist seit kurzem Teil der Zentral- und Landesbibliothek Berlin.⁷

⁷ Zit. nach Brown, Charles H.: A hazard to research. In: *Library Journal* 57 (1932) S. 261 – 265, hier S. 263f.

* Der vorliegende Beitrag geht zurück auf die Festrede anlässlich der Übergabe des Archivs und erschien in veränderter Form unter dem Titel »Das Archiv des Springer-Verlags als Spiegel der Wissenschaftsgeschichte« auch in: *Das Archiv des Springer Verlags. Dokumentation der Übergabe vom 14.12.2010*. Berlin: Zentral- und Landesbibliothek 2012, S. 20-28.